

Vom Kopf auf die Füße gestellt

Erfahrungen am Ökumenischen Institut des ÖRK in Genf

1. Teilnehmende der Graduate School

Seit 1953 bietet das Ökumenische Institut des ÖRK in Bossey bei Genf im Winter weiterführende ökumenische Studienmöglichkeiten an. An der Graduate School 1992/93 nahmen 50 Frauen und Männer aus 30 Ländern teil. Das Alter lag zwischen 20 und 60 Jahren. Es waren ungefähr gleich viele Frauen wie Männer von ihren Kirchen ausgesandt worden. Damit wurde die Frauenquote aufgrund des Frauenüberhangs aus Europa zum ersten Mal am Institut verwirklicht. Das Thema „Auf dem Weg zur Integration. Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“ mag zu dieser Auswahl verpflichtet haben.

Das geographische Übergewicht bei den europäischen Teilnehmenden (19, davon 8 aus Westdeutschland) ist nicht als Bevorzugung anzusehen, sondern resultiert aus wirtschaftlicher Notwendigkeit. Christen aus Nordeuropa sind Selbstzahler bzw. bekommen eine Unterstützung von ihren Kirchen, während Frauen und Männer aus anderen Ländern Stipendien vom ÖRK erhalten. Die Mehrheit der Teilnehmenden aus Asien (14) kam aus Indonesien. Vom afrikanischen Kontinent (10) war eine einzige Frau dabei, während die Beteiligung von Frauen und Männern für die anderen Kontinente ausgewogener war. Nordamerika war mit 3 Personen, Südamerika und der Pazifik mit jeweils 2 vertreten.

Von den Kirchen der Reformation waren 28 Teilnehmende beteiligt, von den Orthodoxen Kirchen 8. Die übrigen 14 verteilten sich auf Baptisten, Disciples, Gemeinde Gottes, Kimbanguisten, Quäker, Mar Thomas, römisch-katholische Kirche und unabhängige Protestanten.

Der Lehrkörper (permanent staff) setzt sich zusammen aus dem Direktor aus der Schweiz (reformiert), einem Inder (orthodox), einer Kubanerin (reformiert), einer Deutschen (lutherisch) und einem Engländer als Abgesandten des Vatikan. Daneben gab es noch über 20 weitere ReferentInnen aus der Arbeit des ÖRK, des LWB und von der Genfer Universität.

Englisch und Französisch waren die offiziellen Sprachen. Dafür standen Übersetzerinnen zur Verfügung. Der spanische Sprachraum war am meisten benachteiligt, weil der Englischunterricht in diesen Ländern mit außergewöhnlichen Kosten verbunden ist, die privat zu bestreiten sind. Eine Teilnehmerin aus England erteilte freiwillig Englischstunden, um diese Benachteiligung abzubauen.

2. Wie stellt sich die Graduate School der Herausforderung der Ökumene?

Die Seminare (geographisch und konfessionell gemischt), Workshops, Gruppen- und Plenumsdiskussionen, Konfessions- und Regionalgruppensitzungen als auch die Gottesdienste morgens und abends setzen bei den Erfahrungen der Teilnehmenden an. Die kulturellen, religiösen und geschlechtsspezifischen Unterschiede werden zur Sprache gebracht. Die Teilnehmenden selbst sind die Quelle für Gesprächsmaterial. Ein erster Lernfortschritt liegt darin, die eigenen Möglichkeiten zu entdecken.

Dies geschieht durch Kontaktaufnahme und Kennenlernen von fremden Situationen, außerhalb der eigenen Kultur. Im Spiegel der Fremdbeobachtung und der Fremdreiflexion bekommt die eigene Identität stärkere Konturen. In diesem Erleben werden sowohl Ängste vor dem Unbekannten als auch Sympathie für das Anziehende im Gegenüber spontan frei. Die Balance zwischen beiden Extremen auszuhalten, ist die Geduld erfordernde Praxis der Graduate School. Die inter- und intrapersonlichen Entwicklungen bedingen einander wie zwei Seiten eines Blattes. Wenn aus der Kontaktaufnahme zum Fremden der erste Funke einer gemeinsamen Basis gefunden ist, stellt sich die Frage nach der Grenze des sich Öffnens. Absichtliche und unabsichtliche Barrieren werden in der Beziehung entdeckt. Oftmals werden letztere von dem Gegenüber benannt, was sehr schmerzlich sein kann. Das theoretische Lernen, wie es mir von deutschen theologischen Fakultäten bekannt war, ist somit vom Kopf auf die Füße gestellt.

Die Graduate School stellt sich der Herausforderung der Ökumene durch das Experiment des konfessionellen Zusammenlebens und -studierens. Durch die Gemeinschaft einer „ökumenischen Welt im Reagenzglas“ werden existentielle Erfahrungen gesammelt, die durch eine Vertrautheit mit fremden konfessionellen Traditionen gekennzeichnet sind und die eigene religiöse und kulturelle Identität stärken.

3. Gemeinsame Spiritualität weckt ökumenisches Interesse

Die Gottesdienste am Morgen und am Abend wurden immer von einer sich unterschiedlich zusammensetzenden Gruppe vorbereitet. Auseinandersetzungen gab es bei der Gestaltung der Gottesdienste. Die orthodoxen Vertreter waren vorwiegend daran interessiert, den biblischen Text sprechen zu lassen, während andere den aktuellen Bezug zur eigenen Geschichte betonten.

Wie stark die eigene religiöse Sozialisation und kulturgeschichtliche Prägung bei diesen Vorbereitungen zum Durchbruch kamen, soll an dem folgenden Text aus Lk 5,17–26 (Der Gelähmte, der durch das Dach zu Jesus gelangt und gesund wird) deutlich gemacht werden. Auf die Frage, welche wichtige Botschaft dieser Text uns heute zu überbringen hat, antwortete ein rumänisch-orthodoxer Mönch: „Wir müssen für die Kranken beten.“ Im Text ist allerdings vom Beten nicht die Rede. Sein Alltag ist streng in Gebetszeiten eingeteilt. Da fällt ihm eine Befreiungstheologin aus Ecuador ins Wort: „Dieser Text macht mir deutlich, daß wir, die wir gesund sind und Verstand haben, unsere Hände und Füße zugunsten der Armen, Kranken, an den Rand der Gesellschaft Gedrückten, gebrauchen sollen wie die vier Freunde des Gelähmten. Das soziale Engagement ist wichtig, um die Armen zu befreien.“ Dagegen legt der Protestant von den Cook Islands (ca. 50 Jahre alt, ist seit zwei Jahren Pastor und hat damit seine bisherige sichere Lebensgrundlage aufgegeben) den Schwerpunkt auf den Glauben der Freunde und behauptet auch (was im Text nicht eindeutig ist), daß beim Gelähmten Glauben vorauszusetzen ist, da niemand ohne das Wagnis des Glaubens an Jesus zu Gott kommen kann. Erst der Glaube kann neue Schritte eröffnen. Für mich als deutsche Theologin war an diesem Text wichtig, daß Glaube und soziales Engagement Hand in Hand gehen; daß Theologie von Haus aus Ethik impliziert. Mein Christsein kann nicht ohne meinen gesellschaftlichen Kontext gelebt werden. Dies konnte von dem Orthodoxen und dem Protestanten von den

Cook Islands nicht nachvollzogen werden, obwohl beide in bezug auf ihr Land eindeutige politische Entscheidungen treffen. So ist der Rumäne für die Marktwirtschaft in seinem Land und der Bewohner des Pazifiks gegen die Atombombentests.

In der Folge der Gottesdienstvorbereitungen lernten wir voneinander, die verschiedenen Standpunkte als Bereicherung für das eigene spirituelle Leben aufzufassen. Die orthodoxe Gruppe – darunter erstmalig in Bossey eine orthodoxe Frau – akzeptierte mehr und mehr, daß Frauen mit ihnen zusammen am Altar bei der Liturgie beteiligt waren. Diejenigen unter uns, die nicht das Gebet als das geistliche Zentrum eines christlichen Lebens praktizierten, waren bereit, Fastentage mit Gebet wegen der Kriegseignisse in Ex-Jugoslawien und eine Gebetsnacht anlässlich der Abstimmung zur Frage der Zulassung der Ordination von Frauen in der Anglikanischen Kirche in England auszurufen und durchzuführen. Die ökumenische Gemeinschaft am Institut wuchs um so mehr zusammen, als einzelne das Risiko eingingen, Neues kennenzulernen, und sich der Herausforderung stellten, die eigene Geschichte mit Lebenserfahrung der Schwestern und Brüder aus völlig anderen Kulturen konfrontiert zu sehen.

4. Leben im „Reagenzglas“ als Einsiedelei?

Das monatelange Zusammenleben, das dem Klostercharakter nahe kommt, mag den Eindruck erwecken, daß das Ökumenische Institut ein Refugium für Weltfremde ist. Dieser Schein trügt. Bossey ist kein Sammelplatz für exotische Kleriker. Vielmehr kommen die Teilnehmenden aus allen Berufsgruppen von der Sekretärin aus Indonesien, dem Bibliothekar aus China, der Sozialarbeiterin aus Westdeutschland bis zum Mathematikprofessor aus Indien. Da alle als Repräsentanten ihrer Länder angesehen wurden, mußten sie Rede und Antwort stehen für die Vorkommnisse in ihrer Heimat. Alle Kulturkreise veranstalteten eine Kulturwoche mit einer Ausstellung, Theater, Musik und Abendessen. Nicht eine beschauliche Einsiedelei machte sich breit, vielmehr wurden die Weltkonflikte auf die einzelnen Teilnehmenden übertragen. Als Asien mit der kulturellen Präsentation an der Reihe war, malte der Thailänder eine Landkarte, auf der er Kaschmir als indisches Gebiet einzeichnete. Als die Jurastudentin aus Pakistan das sah, kam es zum Konflikt. Denn nach ihrer Meinung gehört Kaschmir zu Pakistan.

Auswirkungen von weltpolitischen Ereignissen auf die „Reagenzglaswelt“ in Bossey erfuhren wir Deutsche, als die Anschläge auf Ausländer in Deutschland alarmierend zunahmen. Betroffen holte uns die Geschichte unseres Landes ein. Die Berichterstattungen im Fernsehen wurden für uns zum harten Brot. Unverständnis und interessierte Fragen sprudelten uns Deutschen entgegen, weshalb auch vom größten Teil der Deutschen eine Rundfunksendung konzipiert wurde, die in der Reihe „Kirche und Welt“ im Bayerischen Rundfunk ausgestrahlt wurde. Von größter Brisanz wurde die Entwicklung der „EU“ empfunden, so daß ein Referat über die „Europäische Union“ von mir im Plenum vorgetragen wurde.

Die Gespräche im ÖRK in Genf, im Ökumenezentrum Cartigny, in der Communauté de Grandchamp (protestantisch-reformiert), in sozialen Einrichtungen der Genfer Gemeinden, im Orthodoxen Zentrum in Chambésy, bei den wöchentlichen Bibelabenden in Gemeinden in der Nähe von Bossey, an einem verlängerten Wochenende in protestantischen Gemeinden in der Ostschweiz und bei einem zehntägigen

Aufenthalt in Rom, der auf Einladung des Päpstlichen Rates zur Förderung der christlichen Einheit stattfand, konfrontierten wir unsere Erfahrungen in der Reagenzglaswelt von Bossey mit überregionalen und internationalen Anliegen. In der Begegnung mit römisch-katholischen Christen in Rom war der ökumenische Zuegwin sehr groß. Die Vielfalt und Weite ihres Glaubens wurde bei Begegnungen mit den Gesprächspartnern der verschiedenen Pontifical Councils, der St. Egidio-Kommunität, den Schwestern von Maria Theresia, der Focolare-Bewegung und Lehrenden und Studierenden der Gregoriana bestaunt.

5. Wo liegen die Schwachstellen der Graduate School?

Unklarheiten gibt es bei den Aufnahmeverfahren für die Graduate School. Wie ich aus eigenen Gesprächen mit Interessenten in ihren Ländern erfahren konnte, legen manche Kirchen die Bewerbungskriterien nicht offen, so daß nur Frauen und Männer nach Bossey kommen, die ihre früheren Beziehungen zur Kirchenleitung dafür nutzen. Es ist m.E. Aufgabe des ÖRK, daß auch die Basis der Kirchen über das Programm der Graduate School informiert wird.

Als Individuen wurden die Teilnehmenden auf die Situation in ihrer Heimat angesprochen und nach der eigenen verantwortlichen Rolle in ihrer Gesellschaft gefragt. Diese Art der Dialoge nahm die einzelne Person in besonderer Weise ernst. Dieses Ernstnehmen wurde auch überstrapaziert. Im Arm-Reich-Konflikt wurde dies vehement formuliert. U.a. wurde auf mich mit der Bemerkung gezeigt: „This is a rich woman“, weil ich Europäerin bin. Meines Erachtens ist eine differenzierte Sicht des Arm-Reich-Konflikts notwendig. Denn nicht jede Europäerin ist reich, weil sie aus Europa kommt, und nicht jeder Teilnehmer aus den südlichen Ländern ist arm, weil er aus dem Süden kommt. Die Diskussion für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung kann verstärkt vorangetrieben werden, wenn die Graduate School mehr Möglichkeiten des fachübergreifenden Gesprächs mit Personen aus der Wirtschaft, Politik, Medizin und anderen Bereichen anbietet, um die weltweiten Interdependenzen unseres alltäglichen Handelns besser kennenzulernen. Da der Stundenplan bis zum Abend randvoll ist, kann es nur um eine Verlängerung der Graduate School gehen und nicht um eine Verkürzung wie derzeit geplant.

Die Konfliktfähigkeit wird nicht in allen Kulturen gefördert. Im internationalen Zusammenleben entläßt sich aber ein Potential an Spannungen, was z.B. von den indonesischen Frauen als unchristlich angesehen wurde. Ein Grundkonsens über die Art und Weise der Bewältigung von Unterschiedlichkeiten konnte nicht vorausgesetzt werden, d.h., die Tatsache des Austragens der verschiedenen Standpunkte gehörte zum Dissens. Dabei wurde auf die kulturelle Verschiedenheit im Schweigen bei Konflikten keine Rücksicht genommen. Eine Atmosphäre für eine Aufarbeitung der Probleme entwickelte sich durch die Teilnehmenden aus solchen Kulturkreisen, die es von Haus aus gewohnt sind, in dem Schema Pro und Contra zu denken.

Da die sehr komprimierten Lernprozesse nicht vor Ort ausgewertet werden können, wäre es hilfreich, eine Person zu benennen, die wenigstens die Plenumsdiskussionen schriftlich festhalten würde, um bei einer persönlichen Nacharbeit daran anzuknüpfen. Die täglich gehaltenen Gottesdienste enthielten eine Fülle von Elementen, die im nachhinein außer in der Erinnerung nicht mehr zugänglich sind. Viel ökumenisches Potential versiegt hier ohne Nachlaß an die Nachkommenden. Die

Einsichten aus der verpflichtenden wissenschaftlichen Hausarbeit bleiben leider dem Zirkel der Frauen und Männer des Ökumenischen Instituts vorbehalten. Hier sind Möglichkeiten der Veröffentlichung durch den ÖRK zu schaffen, um die hohe Investition nicht nur für den ÖRK in finanzieller Hinsicht zu rechtfertigen, sondern auch für die Kirchen vor Ort, die über Monate eine Arbeitskraft überbrücken müssen, und für die Teilnehmenden selbst, die durch intensive Vorbereitungen ihre Erfahrungen jahrelanger Berufsausübung mit einbringen.

6. „Gemeinschaft von Frauen und Männer“ – Theorie oder Praxis?

In dem täglichen Zusammenleben zeigte sich z.T. die Praxisrelevanz der in den Veranstaltungen erhobenen Meinungen. Ging es darum, gemeinsam Verantwortung für den Haushalt zu übernehmen, so wurden Frauen und Männer gleichermaßen zur Pflicht gerufen, auch wenn diese Aufgaben für manche Teilnehmende Neuland bedeuteten. Rollenzuweisungen führten immer wieder zu Konfliktstoff. Frauentypische Tätigkeiten wurden von Männern an Frauen herangetragen. Wenn diese Männer auf das Problem der einseitigen Rollenzuweisung der Frau hingewiesen wurden, lästerten sie: „You are a feminist!“ Das Thema „Rollenverteilung“ nahm einen breiten Raum ein. Biologische, kulturelle und liturgiegeschichtliche Aspekte spielten dabei eine große Rolle. In einer Frauen- und einer Männergruppe wurden die Meinungen vertieft. Die Tendenz der Diskussion ging in die Richtung, daß Frauen ihre Rechte einklagten und von ihren Diskriminierungen sprachen, während Männer ihre Position verteidigten.

Bei dem Punkt der Diskriminierung gab es unterschiedliche Sichtweisen. Die indischen Delegierten verneinten die Zurückstellung der Frauen in ihren Kirchen. Die Stimme der Frauen aus Indien konnte nicht gehört werden, da es keine Delegierte von dort gab. Bei der Frage nach der Frauenordination in den orthodoxen Kirchen wurde auf das geschlechtsspezifische Argument verwiesen. Da Jesus ein Mann ist, kann er beim Abendmahl auch nur von einem Priester repräsentiert werden. Gerade für diese Christen war es neu, daß Gottesdienste von Frauen gestaltet werden. Die soziale Stellung der Frau und die orthodox-christliche wurden uns wie zwei Seiten eines Blattes dargestellt. Über die Frauenbewegung innerhalb der Gesellschaft in Indien und innerhalb der orthodoxen Kirche wurden keine Aussagen gemacht.

Der kulturelle Rahmen in bezug auf die Stellung der Frau spielt allerdings nicht in allen Kirchen eine Rolle. Gerade Männer aus Kulturkreisen, in denen Frauen eine untergeordnete Rolle spielen, sprachen sich für eine gleichberechtigte Position der Frauen in ihren Kirchen aus oder praktizieren diese Haltung bereits. Der Gedankenfortschritt zugunsten einer eigenständigeren Rolle ging mit einem zeitlich intensiveren Zusammenarbeiten einher. Auch die Tatsache, daß die Frau des Direktors, Frau Nicole, als Pfarrerin tätig ist, und ihr Mann sich aktiv für die Ordination der Frauen einsetzte, wirkte sich gesprächsfördernd auf den Dialog aus.

Die Berichterstattungen über Arbeitsbedingungen in Afrika und Südostasien waren erschlagend. Die kirchlichen Bestrebungen zur Verbesserung sind nur kleine Schritte. Ein Christ aus dem Pazifik entwickelte Ideen für seine Kirche, damit Frauen dort mehr Raum gewährt wird. Ethnische Besonderheiten in Mittel- und Südamerika spielen in den dortigen Kirchen eine größere Rolle, wenn es um die

Zuordnung der Aufgaben von Frauen und Männern geht. Hier drängte sich mir der Eindruck auf, daß ein Wiederaufleben der Kultur der Ureinwohner ein erster Schritt ist, um eine gleichberechtigtere Gemeinschaft von Männern und Frauen zu erreichen. Die befreiungstheologischen Impulse initiieren nicht von Hause aus ein kooperatives Miteinander beider Geschlechter. Eine Trennung zwischen der kulturgeschichtlich bedingten Prägung und der christlichen Sozialisation wurde nicht immer vorgenommen, da beide Entwicklungen eng aufeinander bezogen sind. Der ökumenische Zugewinn für eine handlungsorientierte Arbeit in der Zukunft kann in dem Satz zusammengefaßt werden, der von einem Priester gesprochen wurde, der den Frauen am Anfang der Graduate School keine Aufgaben in seiner Kirchengemeinschaft zuordnen konnte: „We need to do something for the women, so that they get a place in the church!“ (frei zitiert).

7. Ökumene im „Reagenzglas“ – was danach?

Die Bekanntschaften am Ökumenischen Institut ermöglichen eine Kontaktaufnahme zu den Ländern und den Kirchen, aus denen die Schwestern und Brüder kommen. In den Weihnachtsferien und nach der Graduate School werden viele Teilnehmende in die nordeuropäischen Länder eingeladen. Eine Thailänderin und eine Ecuadorianerin konnten sich unter meiner Begleitung für eine Woche mit den Gegebenheiten in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau vertraut machen.

Eine Kollegin (Vizepräsidentin des Christenrates in Shanghai) und ein Bibliothekar aus China ermöglichten mir Kontakte zu Kirchengemeinden in ihrem Land. Ihre Informationen über China konnten so in ihrem eigenen Kontext von mir nacherlebt werden. Hier gab es eine große Übereinstimmung zwischen ihren Darstellungen in Genf und der von mir vorgefundenen Wirklichkeit. Anders stellte sich die Lebenswirklichkeit in der Presbyterianischen Kirche in Thailand dar. Die beiden Delegierten, die in Genf noch an einem Tisch saßen, konnten nicht zu einer gemeinsamen Mahlzeit überredet werden. Eine Begegnung zwischen ihnen im eigenen Land war unmöglich. Dies beruht m.E. auf dem unterschiedlichen sozialen Hintergrund. Beide kommen aus derselben Kirche, deren Bezirke in Bangkok unmittelbar aneinandergrenzen, doch liegen Welten dazwischen. Die eine Kirchengemeinde ist sehr arm (Chinesisch und Thai sind Gottesdienstsprachen), während die andere zu den oberen Zehntausend zählt. Aus der letzteren wurde dem jungen Pfarrer vom ÖRK ein Stipendium für die Graduate School gewährt.

Auch ein Aufenthalt in Indien und im Pazifik wurde mir durch die Kontakte in Genf ermöglicht. Das Tor zu den orthodoxen Kirchen in Indien wurde mir damit aufgetan und das an ein Paradies erinnernde Leben im Südpazifik zur Wirklichkeit. Die Spanne zwischen Arm und Reich lag wie eine große geöffnete Schere vor meinen Augen.

Als bleibende Erinnerung ist die mutmachende Lebenspraxis zu nennen, bei der sich die Dialogfähigkeit nicht in der Risikobereitschaft des sich Öffnens erschöpft. Interesse an ökumenischen Dialogen und die Einsicht in die Notwendigkeit des Bezeugens der Einheit der Kirche angesichts der Weltprobleme gehören für mich untrennbar zusammen. Mein Auftrag seit Bossey lautet: Einzutreten für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

Carola Krieg